

Das Stadtbataillon 28 anno 1914

Autor(en): **Christen, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **24 (1934)**

Heft 27

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641065>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

mit zehn Kindern untergekommen wären, ohne sich bei jedem Schritt auf die Zehen zu treten, sicherlich Mann und Frau mit einer alten Mutter wohnen könnten, ohne sich jedesmal beim Umdrehen mit dem Ellenbogen zwischen die Rippen zu stoßen.

Aber wenn aus Mann und Frau, die ihr da ins Haus schneiten, beharrte Fiel Micheelsen bei ihrer Ablehnung, nach und nach auch zwölf würden, wie es dann mit dem Platz sei? Mit dem Platz für dreizehn?

Rikelchen erhob sich von ihrem Stuhl neben der Tür. Sie bedeutete Gust mit erzwungenem Lächeln: Was er und seine Mutter sich zu sagen hätten, sprächen sie wohl am besten unter vier Augen aus. Wenn es ihm recht sei, dann sehe sie sich derweil das liebe alte Häuschen und dessen Umgebung an. Er könne sie ja rufen, sobald sie mit ihren Abmachungen fertig wären.

Gust nickte.

Und Rikelchen ging.

Als seine Frau draußen war, fiel es dem in der Stube Zurückgebliebenen hart auf das Herz, wie schwer der Gang durch die auf Schritt und Tritt glohändig starrende Fremdheit für Rikelchen sein müsse. Er lief hinter ihr her, erreichte sie an der Küchentür, gab ihr mit festem Druck die Hand und streichelte begütigend, was er am allermeisten an ihr liebte: das dicke blauschwarze Haar.

Rikelchen lächelte, bedankte sich mit einem Kuß und setzte gestärkt ihren Weg fort. Sie besah sich immer wieder befriedigt nickend das hüblige, heimelige Häuschen. Schüttelte im blumenlosen, verunkrauteten Garten mißbilligend den Kopf. Ueberstiebt angstvoll, besorgt nicht um sich, sondern um jemand, der denselben Weg zurücklegte wie sie, die morsche Brücke des modrigen Wallgrabens. Stieg mühsam die Böschung zu den jahrhundertalten Linden des Stadtwalls hinan. Ließ sich erschöpft neben einem flachsblonden Mädchlein, das mit ihrer Puppe vor der Fremden davonlief, auf einer Bank des Verschönerungsvereins nieder. Und sah umflorten Auges über die Fläche der kahlen Kuhweide in saftgrüne Wiesenweiten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Stadtbataillon 28 anno 1914.

(Zum 20. Jahrestag der Mobilisation.)

Von Peter Christen.

1

Mobilisation.

Im Sommer 1914 war es in Bern gemächlich. Ein Glas Bier kostete bloß 15 Rappen, nicht 25 wie heute, und das „Große“ bekam man für 20 Rappen. Gab einer als Trinkgeld dazu 5 Rappen, war die Serviertochter wohl zufrieden, lächelte huldvoll und sagte herzlich und froh „Merci!“. Heute aber wird ein Fünferli kaum angesehen, schnippisch eingestrichen und das mit einem deutlichen Unterton von entrüsteter Verachtung hingeworfene „Danke“ ist kaum hörbar. Der Spender hat als schmutziger Geizhals die Günst des dienstbaren Geistes verscherzt.

Wir wären mit den damaligen Löhnen und Gehältern natürlich auch nicht mehr zufrieden. Familienväter mit 200 Franken monatlich waren recht gut bezahlt und angesehene Leute. Ich selber, mit meinen Fr. 130.— und dem ge-

schwellenen Titel „Beamter“ lebte damals auch besser als heute!

Das war eben noch „die gute, alte Zeit“, von der wir heute in wehmütiger Erinnerung nur noch träumen dürfen. Unsere Stadt zählte höchstens 80,000 Einwohner. Bümpliz war noch eine selbständige Gemeinde. Auch asphaltierte Straßen sah man selten, die langen Frauenröcke wurden im Staubaufwirbeln durch nichts behindert. Die junge Generation von heute macht sich keinen Begriff, wie imposant diese wandelnden Kleidermagazine und ausgedehnten üppigen Plantagen auf den Damenhüten wirkten. Selbstverständlich lag das jetzige herrliche Familienbad im Marzili noch in weiter Ferne. Es war die Zeit, wo fast unter Lebensgefahr ein allzu Berwegener höchstens durch ein Astloch in die verbarrikadierte „andere“ Abteilung spähen durfte!

Was Bern für seine Eingeborenen besonders gemächlich machte und ihm eine reizvolle Note verlieh, war die heute noch in guter Erinnerung stehende schweizerische Landesausstellung. Sapperlot, da war „Betrieb“! Mit seiner Dauerkarte, die für die ganzen 6 Monate bloß Fr. 20.— kostete, bummelte man jeden Abend hinaus auf das Neufeld. Immer wieder gab es etwas Neues zu sehen, was einem bisher entgangen war. Die gewaltige Bergundtal-Bahn kitzelte den Magen angenehm für den nachherigen Genuß eines sauren Bismarkshärings im Ausstellungs-Restaurant, das Tanzpodium sorgte für den nötigen Durst und die damaligen ulfigen Anfangsfilme, die allerdings heute bloß noch ausgepiffen würden, legten das Fundament zu einer sorglosen Heiterkeit, mit der man die Tage dahinlebte und daher den Mord von Sarajewo nicht allzu tragisch nahm.

Ende Juli änderte sich aber die Situation. Das Thermometer der Weltpolitik erlitterte plötzlich in rasender Eile die Fieberkurve. Drohende diplomatische Noten schwirrten mit einemmal durch die Länder. Die geruhamen Bürger hatten wieder zu disputieren, man munkelte dies, man munkelte das ... Ich war jedenfalls nicht der einzige, der vorsorglich die Uniform und Ausrüstung heimlich einer Inspektion unterzog. Bis ziemlich unerwartet auch wir vom Fieber gepackt waren und im entsetzlichen Drama des Weltkrieges unsere Rolle übernehmen mußten!

Freitag, den 31. Juli 1914, befahl der Bundesrat die Bifestellung der gesamten schweizerischen Armee. So um 10 Uhr vormittags herum wußten wir es auch in unserm Bureau. Ich kann nicht sagen, daß wir an diesem Tage viel gearbeitet haben. Auf unserer Abteilung, vom Bureauchef bis hinunter zum jüngsten Kanzlist (das war ich) war alles von diesem Fieber gepackt. Wir waren im ganzen sieben Männer, vier davon dienstpflichtig und deshalb jede Stunde gewärtig, einzurücken. Von diesen vier Dienstpflichtigen stunden zwei im Grad eines Landsturm-Oberleutnants, der Dritte war Wachtmeister in der Landwehr und ich, der jüngste, Wachtmeister im Stadtbataillon 28. —

Als Nachkomme eines Geschlechts, das schon bei der Schlacht von Sempach „mit im Spiele“ war, lag das Soldateln bei mir im Blut. Als junger, lediger „Sprücker“ machte mir die Sache keinen allzu großen Kummer. Wie gewohnt, war man ein Viertel vor Zwölf fertig zum Heimgehen. Ich wartete aber nicht, bis es von der nahen Heiliggeistkirche Mittag schlug, sondern hatte Besseres und Wichtigeres zu tun! Her mit der Uniform, mit der Ausrüstung, mit dem Gewehr! Eine Stunde später war alles in Ordnung und bereitgelegt, ich war „marschbereit“. Wahrhaftig, es hätte mir leid getan, wenn es beim bloßen Alarm geblieben wäre. Wer hätte damals auch ahnen können, daß die Sache nun jahrelang und in immer mühseligere Form dauern würde?

Nachmittags schickte man mich vom Bureau aus auf den Bubenberglatz, alles war auf die Extrablätter verlesen.

Raum hatte man eines erstanden, kam schon wieder ein neues. Die Verkäufer machten Bombengeschäfte. Die beiden Landsturm-Oberleutnants hatten sich gleichfalls schon „marschbereit“ gemacht, der Kollege in der Landwehr sagte, er sei auch so weit. — Wir alle waren also gerüstet.

So kam der Samstag heran, der 1. August, unser Nationalfeiertag. Mit ihm die bundesrätliche Verfügung der Mobilmachung der gesamten schweizerischen Armee. Der Landsturm hatte sofort einzurücken, Landwehr und Auszug am 4. August. Die zwei Oberleutnants sagten uns am Mittag Adieu, ich sah sie monatelang nicht wieder.

Die geplante jährliche Bundesfeier unterblieb. Die Stadt zeigte bereits ein stark kriegerisches Bild. Landsturm-Abteilungen zogen durch die Straßen, vor den wichtigsten öffentlichen Amtsstellen zogen Wachen auf, ebenso vor der Landesausstellung. Das Flugzeug und die Kanonen wurden aus den Pavillons entfernt und rasselten vereint mit den andern Geschützen hinaus aufs Beundenfeld. In den Gärten, auf Terrassen und Balkonen wurden Uniformen gefonnt, geklopft und gebürstet. Die männlichen Hausbewohner halfen einander beim Kaputtrollen, um eine schön gleichmäßig gerundete, zweieinhalb Bajonettlängen betragende „Wurst“ herzustellen. Das war und ist heute noch keine leichte Arbeit. — Die ganz pffiffigen Leute fingen übrigens schon an diesem 1. August an zu hamstern. Man konnte ja nicht wissen — nicht wahr?

Bis zum 4. August, dem Einrückungstag, habe ich vor Aufregung und „Abenteuerlust“ nicht mehr viel geschlafen. Am Morgen dieses Tages war ich schon um 6 Uhr fix und fertig, ich brauchte bloß noch den Tornister umzuschlappen und das Gewehr umzuhängen. Um 9 Uhr war Antreten auf dem Beundenfeld. Die Minuten schlichen entschuldig langsam. Das Abschiednehmen hielt mich nicht lange auf, und so kam es, daß ich mich schon um halb 8 Uhr, viel zu früh, auf dem Sammelplatz einfand. Ich kann nicht sagen „allein auf weiter Flur“, o nein. Es gab bereits viel Betrieb. Ein Duzend Stäbe mit zahlreichen Offizieren und Ordonnanzgen hatten die Maschinerie schon angelassen. Einen selten guten Tag erlebten unsere Dienst-männer mit dem Transport der Offizierskofferchen und andern unergründlichen Bagage. Uebrigens war ich nicht der alleinige übereifrige Patriot, viele andere waren auch zu früh aufgestanden. Wir verzogen uns noch einmal in die bekannte Kantine, um nicht aufzufallen oder als willkommene Freiwillige vorzeitig für diesen oder jenen dienstlichen Befehl „benutzt“ zu werden.

Die Kantine war noch mehr bevölkert als der Sammelplatz. Und es kamen ihrer immer mehr, die sich noch einmal ihren Kaffee, das Apéritif oder einen Schlud Wein gönnen wollten, bevor es losging. Man hatte ja keine Ahnung von den kommenden Dingen, wo man sich am gleichen Abend befinden und wann und unter welchen Umständen das sein nächstes Bier trinken würde. Dabei stammte das Geschrei und Gepolter nicht von schlechten Eltern. Soldaten begrüßen sich nicht auf gleiche Art wie Diplomaten oder Geistliche!

Frühzeitig genug war alles auf den bezeichneten Bataillonsplätzen beisammen, hatte einander die Hand geschüttelt, „Grüß Gott“ gesagt und Strategie entwickelt. Punkt 9 Uhr erscholl über den ganzen Platz der Befehl zur „Sammlung“. Es ging in den Krieg, natürlich, und jeder suchte sich daher in die Abteilung desjenigen Zugführers zu „drück-



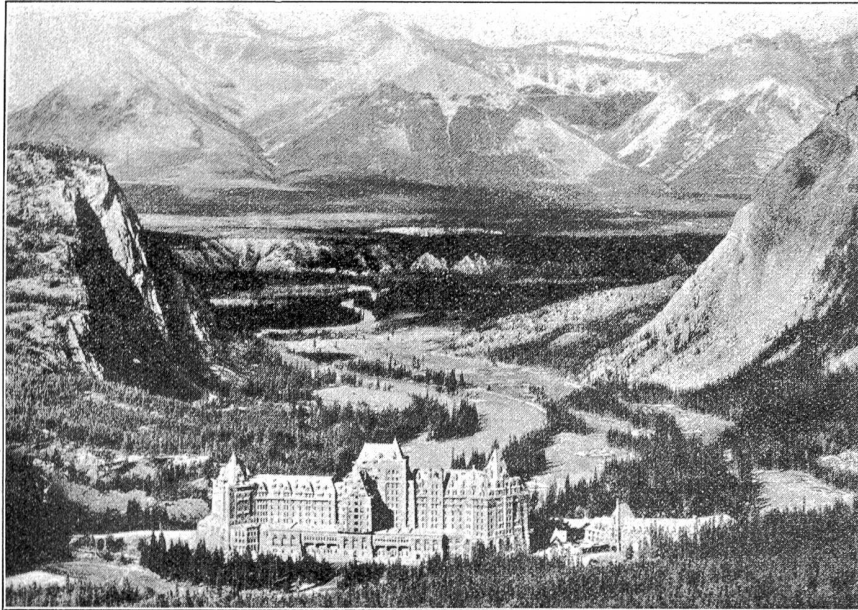
Junges Kader. (Aus der Unteroffiziersschule 1912.)

fen“, den er am besten leiden mochte und unter dessen Befehl er sein Blut, wenn's doch sein mußte, am liebsten zu vergießen bereit war. Die Oberleutnants B. und W., schon fast im Landwehralter, sahen vor sich übertrieben starke Züge stehen, während der Oberleutnant M., ein „scharfer“ Hagel“, und der zum erstenmal einrückende Leutnant G., blutjung und deshalb noch ein unbeschriebenes Blatt, den Grad ihrer Beliebtheit am kärglichen Rest er-messen durften. Selbstverständlich konnte das nicht so bleiben. Der Hauptmann befahl der ganzen Kompagnie „Zu Bieren nummerieren!“ Alle Nummern Eins bildeten den ersten Zug, die Zwei den zweiten usw. Boß Hagel, wie gab das lange Gesicht! Aber Disziplin ist Disziplin, fertig. — Ich kam als Führer links in den Zug des Oberleutnant B., hatte es also, vom Zivilstandpunkt aus betrachtet, überaus gut getroffen. Führer rechts war Wachtmeister H., mein Freund Albert.

In unserer Kompagnie gab es gleich eine Beförderung. Wir hatten nämlich nur sieben Wachtmeister, statt deren acht. So wurde denn der Korporal E., der „kleine Addi“, Führer links im zweiten Zug. Er war mir nicht gerade freundlich gesinnt, weil er als der Ältere schon letztes Jahr den „Wachtmeister“ erwartet hatte, ich ihm aber vorgezogen worden war. Jetzt brachten ihm die Umstände ganz unerwartet das Gewünschte, und so haben wir uns bald darauf im Tura hinten bei Kaffee und Röstli ausgeföhnt.

Am Mittag hatten wir zur Hauptsache fertig mobilisiert. Es fehlten nur noch die bisher unbekanntenen Dinge, die man zum Kriegen unvermeidlich braucht: Erkennungsmarke und die Schachtel mit dem Verbandzeug. Nach dem „Spaß“ übten wir am Nachmittag fleißig Herumstehen und Sitzen. An der Umzäunung des Feldes drängten sich die Frauen der Verheirateten, die offiziellen und voraussichtlichen Bräute und andere Bekannte. In reichlichem Maße wurde nochmals Abschied genommen, Treue gelobt, zur Vorsicht ermahnt, heimlich geküßt, kleine Kinder auf den Arm genommen und jenseits des Zaunes viel geweint! Ich gehörte zu denen, die das alles nicht nötig hatten und für diesen beneidenswerten Umstand dem Himmel dankte. Der Tornister mit der Kriegsmunition war schon schwer genug. Auch im Herzen noch ein Zentnergewicht nachzuschleppen, erschien uns denn doch zu hart!

Am frühen Nachmittag fing es an, ausgiebig und hartnäckig zu regnen. Das machte den Abschiedsszenen ein Ende, tat aber der erwartungsvollen Stimmung der Soldaten weiter keinen Abbruch. Wenn nach zwei Stunden die Kasse



In den Rocky Mountains. Im Vordergrund eines der riesigen Hotels. In dem 30,000 Personen gleichzeitig zu Mittag essen können.

auch auf die Haut drang, wurde dennoch nicht geflücht wie früher in den Wiederholungskursen. Es waren eben jetzt ganz andere Verhältnisse, beim Donner, es war Krieg. Also zündete man immer wieder den Stumpfen an oder die Pfeife und politisierte weiter über die verschiedenen Kriegserklärungen, den Wert der Armeen und die Möglichkeiten, die uns selbst bevorstünden. Damals waren bei uns die Sympathien im allgemeinen noch bei Deutschland, ein schwaches Duzend plädierte lebhaft für Frankreich und drei soeben aus Belgien hergereiste Wehrmänner ereiferten sich für dieses Land. Dieses Stärkeverhältnis hielt mit einigen kleinen Veränderungen einige Monate lang an, um sich mit den fortschreitenden wiederholten Mobilisierungen zum frankophilen Standpunkt durchzumauern. Im letzten Ablösungsdienst 1918 zählte das deutsche Reich in unsern Reihen nicht mehr viele Freunde. Ganz treu blieben diejenigen, welche deutsche Mädchen zur Frau hatten! Durch einen solchen verheirateten Kameraden bin ich später bei einem Haar auch zu einem „deutschen Mädel“ gekommen und hätte ihn also zum Schwager gekriegt. — Aber das Schicksal hat mich immer noch so gelenkt, wie es am besten ist.

Wie alles auf der Welt, ging der 4. August auch zu Ende. Zwischen 5 und 6 Uhr marschierten wir in dunkelster Uniform und mit verd... schwerem Tornister über die Kornhausbrücke in die Stadt. Das Stadtbattillon niestete sich für die erste „Kriegs“nacht im damaligen Gymnasium auf dem Waisenhausplatze ein. Ein Schulzimmer reichte knapp für die Unterbringung eines Zuges (50 Mann). Man wechselte die Hosen und zog den Kaput an. Auf der Schnellbleiche wurde um 7 Uhr Hauptverlesen abgehalten, noch einmal durfte man während zwei Stunden nach Hause gehen, zum letztenmal recht behaglich zu Nacht essen und den Seinen nochmals definitiv Lebewohl sagen.
(Fortsetzung folgt.)

Sinnspruch.

In deinen fröhlichen Tagen
Fürchte des Unglücks tödliche Nähe!
Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren!
Wer besitzt, der lerne verlieren;
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz.

Schiller.

Romantisches Gebirge im unromantischen Lande.

Die Rocky Mountains, die „Alpen“ Amerikas.

Von Dr. E. Meyer, Genf.

„Rocky Mountains“: ein gewaltiger Gebirgszug von relativ geringer Breitenausdehnung, aber enormer Länge, der sich vom Norden Kanadas herabzieht und dann auf dem Gebiet der Vereinigten Staaten fast deren gesamtes Gebiet quer durchschneidet — das sind die „Alpen“ Amerikas, die es mit dem europäischen Hochgebirge sehr wohl aufnehmen können, ja sie an Großartigkeit sogar übertreffen. Große Gebiete dieses Gebirges finden sich also im Herzen eines durch und durch zivilisierten Landes — es liegt an sich gar kein Grund vor, daß die Rocky Mountains nicht wenigstens in ihren wichtigsten Teilen ebenso „erschlossen“ worden wären, wie wir es von den europäischen Alpen mit ihren Hunderten von Schutzhütten und sonstigen Stützpunkten, ihren sorgfältig erhaltenen Steigen usw. kennen. Wenn man als europäischer Alpinist etwa mit derartigen Vorstellungen in die Rocky Mountains kommt, dann wird man allerdings schon nach kurzer Zeit diese Illusionen aufgeben und feststellen, daß die Verhältnisse im europäischen und amerikanischen Hochgebirge grundlegend verschieden voneinander sind. Schon das Vorgelände ist vollkommen anders, als wir es gewohnt sind; die in den europäischen Alpen meist anzutreffenden Wiesen und Weiden, Bergdörferchen und Almen gibt es im Gebiet der Rocky Mountains fast nirgends, dafür sind die Täler und Berghänge des Vorgeländes bis dicht an die Baumgrenze des Vorlandes mit einem riesigen Urwaldgürtel überzogen.... „Richtiger“, echter Urwald übrigens, der meist so dicht und unwegsam sich aufstürmt, daß außerhalb der Wege ein Durchkommen praktisch ausgeschlossen ist. Überall hemmen gefallene Bäume den Weiterweg, die sich mit dem Gestrüpp der Pflanzen und den noch grünenden Bäumen zu einem phantastischen Durcheinander verfilzt haben, an dessen Beseitigung kein Mensch denkt. Das verhältnismäßig sehr trockene Klima sorgt noch dazu für eine außerordentlich langsame Verwesung der vom Alter oder durch den Sturm gefällten Stämme — nicht selten bleiben die toten Stämme 60—80 Jahre ohne merkbare Veränderung liegen!

Wer außerhalb der wenigen großen Straßen den Urwald passieren will, ist abgesehen von den Naturschutzgebieten, auf die alten, kaum mehr erkennbaren Trapper- und Indianerpfade angewiesen — aber auch diese spärlichen Steige sind selten. Völlig unvermittelt und im schärfsten Kontrast zu den abenteuerlichen Schwierigkeiten des Vordringens im Urwald stößt dann gelegentlich ein solcher Urwaldpfad plötzlich auf eine breite, modern angelegte Autostraße, die mitten durch den Urwald führt. Diese natürlich nicht gerade zahlreichen Autostraßen sind neben der Bahnlinie die wichtigsten Verkehrsadern der Rocky Mountains, über sie ergießt sich ein Strom von Besuchern und vereinigt sich in den paar riesigen Mammut-Hotels, die mitten in der Wildnis errichtet sind und ganz nach üblichem amerikanischem Muster Tausende von Gästen aufnehmen können.

Aber nur eine halbe Wegstunde hinter dem Hotel ist der ganze Spuk schon wieder verflogen und die grenzenlose Stille und Einsamkeit der grandiosen Bergwildnis